

Rolf D. Baldus

Antilopen statt Rinder?

Wildtiere liefern Fleisch und bringen Devisen. Sie sollten deshalb auch außerhalb der Nationalparks einen Platz haben.

Uhuru, Unabhängigkeit – wie ein Steppenfeuer ging dieser Ruf im Jahre 1960 über den Schwarzen Kontinent. In Europa sah man damit das Ende der großen Wildherden Afrikas gekommen. „Serengeti darf nicht sterben“ wurde zum Schlachtruf einer ganzen Generation von Naturschützern.

Seitdem ist ein Vierteljahrhundert vergangen. Aber immer noch ziehen eine Million Elefanten ihre Fährte. Zwei Millionen Gnus machen sich in der Serengeti auf ihre jährliche Wanderung – mehr als je zuvor. Die unabhängigen Staaten haben die Nationalparks nicht geschlossen, sondern vergrößert. Und während die reiche Bundesrepublik gerade ein Prozent ihrer Fläche für den Naturschutz reserviert hat, leistet sich das bettelarme Malawi den Luxus von 11,5 Prozent, Tansania 12 Prozent und Botswana gar 17%.

Fünf vor zwölf für Afrikas Wildbahnen?

Zur Euphorie gibt es dennoch keinen Anlaß. Einzelne Tierarten wie das Nashorn und ganze Lebensräume wie die Serengeti oder der Selous in Tansania sind gefährdet. Die Gründe sind vielfältig.

● Wo die Bevölkerung bis zu vier Prozent jährlich wächst, verdoppelt sie sich in weniger als zwei Jahrzehnten. Land wird gerodet, um neuen Generationen Brot und Arbeit zu geben, und der

Lebensraum der Wildtiere wird immer kleiner.

● Nicht angepaßte Methoden der Landnutzung, Überweidung und Abholzung führen zur Verstepung.

● Der Hunger nach tierischem Protein macht die kommerzielle Fleischwilderei mit Lastwagen und automatischen Waffen zu einem gewinnbringenden Geschäft.

● Illegales Elfenbein und Rhino-Horn sind das große Geschäft für eine internationale Mafia.

● In Uganda, in Mocambique oder im Süd-Sudan sind die großen Wildherden in langen Jahren des Bürgerkriegs durch Militärs oder Rebellen dezimiert worden.

Angesichts solcher Zustände wird immer wieder gefordert, jegliche Jagd gesetzlich zu unterbinden.

Im Jahre 1977 erließ Kenia über Nacht ein Jagdverbot. Nicht zuletzt folgte man damit dem Druck der internationalen Naturschutzlobby. Heute, nach zehn Jahren, geht in Kenia die Wilderei munter weiter. Geregelt Jagd würde da nur stören. Den Theoretikern des Naturschutzes wird aber die frohe Botschaft verkündet: Schaut her, wir tun etwas – wir schützen die Tiere vor den Jägern.

Allgemeine Jagdverbote haben nirgends in Afrika den Naturschutz vorangebracht. Im Gegenteil zeigt die Erfahrung, daß dort am meisten für das Wild getan wird, wo

man es sinnvoll und in geordneten Bahnen nutzt.

Tansania hob sein Jagdverbot wieder auf, als man sah, daß die Vorteile in keinem Verhältnis zu den Nachteilen für Wild und Volkswirtschaft standen.

Und das demokratisch gewählte Parlament von Botswana beschloß Anfang Juli 1986, daß zusätzlich zu den Nationalparks ein Fünftel der Landesfläche für Jagd und Wildbewirtschaftung reserviert wird, denn: „Eine sinnvolle Nutzung des Wildes ist der beste Weg zu seinem Schutz.“ Auch der Worldwide Fund For Nature (WWF), der unter dem Zeichen des Pandas seit 25 Jahren Naturschutz betreibt und – weiß Gott – nicht des Jagd- und Tötungstriebes beschuldigt werden kann, unterstützt diese Politik. „Wir wollen nicht die Jagd verbieten, sondern den Staaten Afrikas helfen, ihre Wildtiere sinnvoll zu bewirtschaften“, sagt Hartmut Jungius, der vom Genfer See aus WWF-Projekte in Afrika steuert.

Nutzung und Schutz – kein Widerspruch!

Naturschutz und Ökonomie sind kein Gegensatz: Provokative Worte für den, der Naturschutz nur mit Herz und Gemüt betreibt.

Damit setzt sich eine neue Philosophie des Naturschutzes durch: Gefährdete Tierarten werden geschützt, die anderen werden maßvoll bejagt. Außerhalb der Nationalparks soll eine an wildbiologischen Grundsätzen orientierte Bewirtschaftung dazu führen, daß überall gesunde und von der Zahl her dem jeweiligen Biotop angepaßte Wildbestände leben können. Die Jagd soll nach Maßgabe der Nachhaltigkeit erfolgen. Man will den Zuwachs abschöpfen, ohne den Bestand und damit die Zukunft des

Wildes zu gefährden. „Naturschutz schließt eine nachhaltige Nutzung ein“, heißt es in der Welt-Naturschutzstrategie der Internationalen Naturschutz-Union.

Eine Koalition von Ökonomen und Ökologen ist entstanden, die davon ausgeht, daß schlechte Böden, geringe Regenfälle und zuviel Kühe zu geringen Erträgen und zur Zerstörung der Umwelt führen. Wildtiere zu nutzen wäre in vielen Gebieten Afrikas wirtschaftlich sinnvoller und ökologisch vorteilhafter. Wildhege ist kein Luxus, den sich arme Länder nicht leisten können, sondern eine umweltverträgliche Form von Landnutzung.

Wirtschaftlich sieht die Rechnung so aus: Bei Wild ist die tragbare Biomasse pro Flächeneinheit höher als bei Rindern. Es läßt sich also mehr Fleisch produzieren. Bittet man außerdem Trophäenjäger zur Kasse, dann neigt sich die Waagschale auch in punkto Geldeinnahmen zugunsten jagdlicher Nutzung.

In Simbabwe beträgt das Verhältnis derzeit 3:1 und in Botswana immerhin noch 1,4:1. Die Nettorechnung sieht noch besser aus, denn die Investitionen und laufenden Kosten sind bei der Rinderhaltung doppelt so hoch wie beim Wild.

Auch das ökologische Argument wiegt schwer: In Afrika wachsen heute die Wüsten. Ursache sind weniger Naturkatastrophen als vielmehr ungeeignete landwirtschaftliche Nutzungsverfahren. Besonders schädlich sind dabei zu hohe Rinderbestände, die zu Überweidung, zur Zerstörung der Vegetation und dann zur Erosion führen. Wild hingegen schadet der Umwelt nicht.

Natürlich kann man nicht ganz Afrika über einen Leisten schlagen. Man wird für jedes Land maßgeschneiderte Lösungen finden müssen.

Koexistenz von Wild und Rindvieh könnte mancherorts ein praktischer Kompromiß sein. Wildbewirtschaftung allein wird weder die Ernährungsprobleme noch die Umweltkrise in Afrika lösen. Aber die Möglichkeiten sind groß und bisher wenig genutzt.

Sicher gibt es auch viele Hemmnisse, die der Wildbewirtschaftung entgegenstehen. Für den modernen Experten ist die Idee einfach zu ungewohnt. Kaum ein studierter Landwirt, kaum ein Politiker nimmt sie ernst. Kühne mit möglichst langen Hörnern bedeuten mancherorts Sozialprestige. Gesetze verhindern, daß Wild legal von der Bevölkerung genutzt werden kann und nicht zuletzt: Rinder haben eine Lobby – in Brüssel genauso wie im fernen Gaborone.

Wie sehen die Erfahrungen mit der Wildtiernutzung aus?

Nationalparks und Tourismus

Afrikas Reichtum an Wildtieren ist unvergleichlich. Zaire beherbergt zum Beispiel 409 Säugetierarten, Kenia 308, Kamerun 297 und Äthiopien 256 – die Bundesrepublik Deutschland übrigens nur 94. Die Nationalparks sind deshalb auch das Rückgrat der Tourismus-Industrie in einem Land wie Kenia.

Allerdings ist auch in Afrika der Massentourismus nicht ohne ökologische Probleme. Manche Parks können zusätzliche touristische Belastungen nicht mehr vertragen. In der Serengeti stellen sich die immer seltener werdenden Geparden auf die Jagd zur Mittagszeit um, denn dann sitzen die Touristen beim Mittagessen. Auch volkswirtschaftlich ist der Fremdenverkehr nicht ohne Risiken. Reiselande können aus der Mode kommen, und Europäer wie Amerikaner

reagieren sensibel auf politische Spannungen und vermeintliche Gefahren. Im übrigen lassen die Reisenden netto meist viel weniger vor Ort zurück als angenommen wird. Die Nationalparks selbst sind ohnehin fast überall ein Zuschußgeschäft. In Tansania macht nur der Kilimanjaro-Park Gewinne – und das ist ein pflegeleichter Berg.

Vom Tourismus allein sollte man also keine Wunder-

dingway hat ihr als Verwirklichung des Traums von Freiheit und Abenteuer rauhbeinige Männerepen gewidmet, und von Hollywood wurde die Großwildjagd mit Robert Redford in „Out of Africa“ neu in Szene gesetzt.

Wegen des kolonialen Beigeschmacks zwar nicht überall geliebt, ist die Safarijagd doch ein wichtiger Wirtschaftszweig. Die Erträge sind hoch und Wildbestände werden nicht gefährdet, so-

lung für Hege des Wildes, Wildereibekämpfung und Instandhaltung der Infrastruktur genommen werden. Die Finanzminister vergessen nämlich fast immer die Kuh zu füttern, die sie melken wollen. Sie streichen die Lizenzgebühren ein, reinvestieren aber nur wenig in Wildhüter und Naturschutz.

Jagdfarmen

Die Jagdfarm hat in den letzten Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Die Besitzer großer Ländereien von oft vielen tausend Hektar steigen vom Rind auf Wild um oder mischen beides. Bekannt ist dies seit langem aus Namibia und Südafrika. Simbabwe tritt neu in diesen Kreis. Der kürzlich gegründete Verband der Wildfarmer hat schon 300 Mitglieder und die Tendenz ist steigend. Als im Lande der Regen ausblieb und das Vieh wegstarb, blieben die Jagdfarmen in den schwarzen Zahlen. Ihre Fläche steigt seit 1974 jedes Jahr um sechs Prozent.

Nutzung heißt hier, daß Trophäenträger gegen Entgelt zum Abschluß freigegeben werden und ihr Wildbret verwertet wird. Zum Teil dient das Wild auch nur der Fleischerzeugung. Jagdfarmen sind meist in europäischer Hand.

Auch die Zucht und die Haltung domestizierter Wildtiere in Gehegen ist mancherorts von wirtschaftlicher Bedeutung. Beispiele sind Krokodil- oder Straußenfarmen. Häufig wurde vorgeschlagen, daß die afrikanischen Kleinbauern Antilopen statt Rinder züchten sollen. Das funktioniert aber nur in der Theorie.

Bestimmte Tierarten treten in großen Herden oder in lokal hoher Dichte auf, so daß eine regelmäßige Abschöpfung möglich und wirt-

Vergleich: Rind und Wild

Vorteile des Wildes

- Umweltschäden verhindert
- besser an Umweltbedingungen angepaßt
- resistent gegenüber Krankheiten
- bessere Ausnutzung der Vegetation durch Artenvielfalt
- Fleischerträge pro Flächeneinheit höher
- Geld- und Deviseneinnahmen höher (bei Trophäenjagd)
- Investitionen und Betriebskosten geringer
- auch arme Bevölkerung kann sich das Fleisch leisten

Nachteile des Wildes

- Ernten schwierig und teuer*
- Vermarktung schwierig*
- Fleischexport meist nicht möglich*
- Fleischpreise niedriger*
- Rinderhaltung von Bevölkerung bevorzugt
- Rechtliche Probleme
- Wildbewirtschaftung nicht als Form der Landnutzung anerkannt

* ohne Bedeutung, wenn Bewirtschaftung der lokalen Bevölkerung übertragen wird und das Wildbret der Ernährungssicherung vor Ort dient.

dinge erwarten. Und sicher wäre es verfehlt, in ihm die einzig sinnvolle und erfolgversprechende Form der Wildtiernutzung zu sehen. Als Kerngebiete des Wildschutzes werden die Nationalparks aber auch in Zukunft von Bedeutung bleiben.

Trophäenjagd

Die Jagd durch zahlungskräftige In- und zumeist Ausländer auf starke Trophäenträger ist ebenfalls eine touristische Nutzung des afrikanischen Wildes. Ernest He-

lange geordnete Jagdverhältnisse herrschen. Tansania nimmt im Selous-Jagdreservat jedes Jahr rund 2 Mio. US-Dollar ein. Lizenzjagd spielt eine wichtige Rolle in den Wirtschaftlichkeitsberechnungen der Wildtiernutzung in Simbabwe oder Botswana. Die Erfahrung zeigt, daß solche Systeme am besten funktionieren, wenn der Staat eine strikte Aufsicht ausübt, die Durchführung der Jagden selbst aber privaten Safari-Unternehmen überläßt. Sie sollten Jagdgebiete langfristig pachten können und in die Verantwor-

Naturschutz

schaftlich sinnvoll ist. Dazu gehören die Springböcke in Südafrika, die Lechwe-Antilope in Sambia oder das Gnu in der Serengeti. Um die Beruhigung gering zu halten, schießt man nach Möglichkeit ganze Herden oder Familienverbände ab. Bewährt hat sich der Abschub aus Fahrzeugen im Scheinwerferlicht und mit kleinkalibrigen Gewehren – nicht gerade waidgerecht, aber darum geht es dabei auch nicht.

Kommerzielle Fleischjagd

Solche sogenannten „Culling“-Operationen bringen logistische Probleme mit sich, da eine große Menge an Wildbret auf einmal anfällt und verarbeitet werden muß. Soweit wie möglich überläßt man sie am besten privaten Unternehmen, da staatliche Aktionen erfahrungsgemäß meistens in finanziellem Fiasco enden. Die Verwertung des Fleisches muß den lokalen Verhältnissen angepaßt sein: also keine Konservenfabriken oder Kühllhäuser im Busch, sondern arbeitsintensive Herstellung von Trockenfleisch oder Geräuchertem zu Kosten, die das Fleisch für Einheimische erschwinglich machen.

Projekte zur Wildbewirtschaftung scheiterten in der Vergangenheit meist daran, daß die Menschen, die sich den Lebensraum mit den Wildtieren teilen, nicht motiviert waren. Büffel und Elefanten fraßen ihren Mais und Leoparden und Löwen holten ihre Kühe und Ziegen. Die Einnahmen aus Tourismus und Jagd flossen jedoch an Firmen in der Stadt, und die Lizenzabgaben steckte sich der ferne Finanzminister in die Tasche. In einer solchen Situation ist es verständlich, wenn die Dorfbewohner die gewerbsmäßigen Wilderer gewähren lassen oder sich sogar an der Wilderei betei-



gen. Es reicht auch nicht aus, wenn der Staat einen Teil der Erträge aus der Wildbewirtschaftung in Form von Schulen, Hospitälern oder Stra-

ßen zurückfließen läßt, denn dafür zahlt man ja schließlich ohnehin Steuern. Wer hingegen direkt vom Wild profitiert, sei es in Form von safti-

gen Braten oder von Bargeld, der ist auch an seiner Erhaltung interessiert – das zeigt die Erfahrung.

Jagdgenossenschaften

Die Menschen vor Ort müssen also beteiligt werden. Solche Programme sind am weitesten in Simbabwe gediehen. Jagdgenossenschaften, denen jeder Bewohner einer Gemarkung beitreten darf, erhalten das Recht, das Wild im Rahmen von Abschubplänen zu nutzen. Dies ist besonders dort sinnvoll, wo die Wildbewirtschaftung Vorteile im Vergleich zu anderen Formen der Landnutzung hat. Die Verwirklichung solcher Pläne ist nicht einfach, aber es gibt kaum einen besseren Weg zur dauerhaften Bewahrung des afrikanischen Wildes in Gebieten, die auch von Menschen besiedelt sind. Simbabwe arbeitet mit Hochdruck an der Einführung der Jagdgenossenschaften. Auch die Nachbarländer zeigen Interesse, und ähnliche Programme wurden beispielsweise vom WWF für das Luangwa-Tal oder die Bangweulu-Sümpfe in Sambia vorbereitet.

Die neue Politik, die Menschen in den Jagdgebieten zum Nutznießer und zum Hüter des Wildes zu machen, zeigt Erfolg – manchmal mehr Erfolg, als den Regierungen lieb ist. Denn als zu Simbawbes Nationalfeiertag im Jahre 1986 die Wildhüter den Auftrag erhielten, sieben Büffel heranzuschaffen, um Würdenträger und feiernde Massen in der Hauptstadt durch einen Imbiß zu stärken, kamen die Lastwagen leer zurück. Bauern hatten einen Hinterhalt gelegt und die Büffel wieder abgeladen, nicht ohne den Fahrern einen guten Rat mit auf den Weg zu geben: „Sagt Euren Bossen in der Stadt, daß die Büffel uns gehören.“ ■